

(Nachdruck verboten.)

12)

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Es begann in Carlsson Innern ruhig zu werden; es leuchtete ihm ein, daß es seine Vorteile haben müsse, den Hof zu vertreten; aber er war noch zu sehr gereizt, um seine Flamme gegen etwas Ungewisses zu vertauschen; er hatte ein Bedürfnis, zuerst etwas Handgeld zu erhalten, ehe er sich auf das Geschäft einließ.)

„So wie ich hier bin, kann ich nicht gehen, und saubere Kleider habe ich nicht,“ warf er seine Schnur aus.

„So schlimm ist es mit den Kleidern wohl nicht,“ meinte die Alte; „wenn aber weiter nichts fehlt, so werden wir schon Rat schaffen.“

Weiter mochte Carlsson in dieser Richtung nicht gehen; dafür wollte er lieber das angebotene Versprechen gegen ein anderes, bestimmtes, austauschen. Nach verschiedenen Eintwendungen der Alten gelang es ihm auch, zu erreichen, daß Norman, als unentbehrlich beim Schleifen der Sensen und Ausbessern der Heuwagen, zu Hause bleiben sollte, während Botte Ida nach Dalarö fuhr.

Es war drei Uhr morgens eines Julitages im Anfang des Monats. Es raucht schon aus dem Schornstein, der Kaffeekessel ist aufgesetzt; das ganze Haus ist wach und in Bewegung; draußen auf dem Hof ist ein langer Kaffeetisch gedeckt.

Die Schnitter sind am Abend vorher gekommen und haben auf Heuboden und Scheune geschlafen. Zwölf stattliche Männer aus den Schären, in weißen Hemdärmeln und Strohhüten, stehen in Gruppen vor der Stuga, mit Sensen und Wehsteinen bewaffnet.

Da ist der Alte aus Ovasa und der Alte aus Swinnofar, deren Rücken vom Rudern budlig geworden sind; da ist der von Aspö mit seinem langen Geldebart, einen Kopf höher als die andern, mit tiefen, traurigen Blicken von der Einsamkeit draußen am offenen Meer, von Kummer ohne Namen und ohne Klage; das ist der Fjällonger, edig und halb gedreht, wie ein Meerkieser draußen auf der letzten Schäre; der von Fiverjätra, mager, durchweht, lebhaft, trocken wie eine Kaffeehaut; die Quarnöder, Bootbauer von Ruf; die von Dongsfär, die ersten Seehundschützen; der Bauer von Arnö mit seinen Zungen.

Und um ihnen, zwischen ihnen bewegten sich die Mädchen, in Hemdärmeln, mit Brusttüchern über den Busen, in hellen Kleidern aus Baumwolle, mit Tüchern auf dem Kopf. Die Garten, die in allen Farben des Regenbogens frisch bemalt waren, hatten sie selber mitgebracht. Sie sahen aus, als gingen sie zu einem Fest, und nicht zu einer Arbeit. Die Alten klopfen sie mit den Fingerknöcheln auf die Taille und sagten ihnen vertrauliche Worte. Die Wurschen aber hielten sich so früh am Morgen beiseite; sie warteten den Abend mit Dämmerung, Tanz und Musik ab, um ihre Liebesspiele zu spielen.

Die Sonne war seit einer Viertelstunde aufgegangen, aber noch nicht so weit über die Wipfel der Riefernöhre gekommen, um den Tau aus dem Gras zu lecken. Die Buch lag spiegelblank da, von dem jetzt blaugrünen Schilf eingefasst, das Wiepen der eben ausgebrüteten jungen Enten war zwischen dem Schnattern der Alten zu hören; die Möwen fischten dort unten Udeleis, segelnd, groß, flügelbreit, schneeweiß wie die Gipfengel der Kirche; in der Kellereiche waren die Elstern erwacht und schwachten und fiederten von den vielen Hemdärmeln, die sie unten auf dem Gaußhügel gesehen; der Kuckuck rief im Hag, brünstig, rasend, als sei die Zeit des Begehrens zu Ende, wenn er den ersten Heuschäber erblickte; die Wiesenknarre arpte und schnarpte unten im Roggenfeld; aber auf dem Hügel sprang der Hund und begrüßte alte Bekannte.

Hemdärmel und Leinenpassien glänzten im Sonnenschein, streckten sich über den Kaffeetisch, auf dem Tassen und Schüsseln, Gläser und Kannen klirrten: die Bewirtung hatte begonnen.

Gustav, sonst schüchtern, machte den Wirt; sich unter den alten Freunden seines Vaters sicher fühlend, setzte er Carlsson in Schatten und handhabte selber die Branntweinflasche.

Carlsson aber, der auf seiner Einladungsfahrt Bekanntschaften geschlossen, benahm sich, als sei er zu Hause, wie ein älterer Angehöriger oder Gast, und ließ sich den Hof machen. Da er vor Gustav zehn Jahre voraus hatte und ein männlicheres Aussehen besaß, stach er diesen aus; zumal Gustav für die Männer, die sich mit seinem Vater geduzt, kaum etwas anderes als „der Junge“ werden konnte.

Der Kaffee war getrunken, die Sonne stieg, die Veteranen setzten sich in Bewegung, um nach der großen Wiese hinunter zu ziehen, die Sensen auf den Schultern; die Jungen und die Mädchen folgten.

Das Gras reichte den Männern bis an die Schenkel und stand dicht wie ein Fell. Carlsson mußte über die neue Bewirtschaftung der Wiese Bescheid geben; wie er Laub und Gras vom vorigen Jahr abräumte, die Maulwurfshäufen ausglich, in die Frostflecken säete, mit Jauche begoß.

Dann verteilte er wie ein Hauptmann seine Truppe; gab den Alten und Vermögenden Ehrenplätze und ging selber an letzter Stelle; verlor sich also nicht im Haufen.

Und so begann die Schlacht. Zwei Duzend weiße Hemdärmel in einem Keil, ziehenden Schwänen gleich, die Sensen Ferse an Ferse; und hinterdrein, in zerstreuter Unordnung, wie ein Volk Fischschwalben, launenhaft hin und herspringend, aber doch zusammen haltend, die Mädchen mit ihren Garten; jede ihrem Mäher folgend.

Es fauste um die Sensen, und das tauige Gras fiel in Büscheln. Seite an Seite lagen alle Blumen des Sommers, die sich aus Wald und Hag herausgewagt: Gänseblume und Kuckucksblume, Pechnelke und Labkraut, Nälberkropf, Heide- nelke, Erbe, Steinsame, Pestwurz, Kleeblatt; und alle Gräser und Halbgräser der Wiesen. Es duftete nach Honig und Gewürzen; Bienen und Hummeln flohen in Schwärmen vor der mörderischen Schar. Die Maulwürfe verkrochen sich in die Eingeweide der Erde, als sie es in ihrem gebrechlichen Dach tragen hörten. Die Ringelnatter schlüpfte erschrocken in den Graben und verschwand in ein Loch, das nicht größer als ein Tauende war. Aber über das Schlachtfeld in die Höhe schwang sich ein Lerchenpaar, dessen Nest ein Absakeisen zertrümmert hatte. Als Nachhut trippelten die Stare, um allerhand Getier, das in den brennenden Sonnenschein geraten war, aufzuspüren.

Die erste Bahn war bis zum Feldrain abgemäht. Die Kämpfer hielten inne und betrachteten, auf ihre Sensenschäfte gestützt, das Werk der Zerstörung, das sie hinter sich gelassen. Sie wischten sich den Schweiß aus dem Mützenstreifen und nahmen eine neue Prise Schnupftabak aus den Messingdosen. Inzwischen hatten sich die Mädchen beeilt, in die Frontlinie zu kommen.

Dann geht es wieder auf das grüne Blumenmeer los, das unter der wachsenden Morgenbrise wogt; bald bunte leuchtende Farben zeigt, wenn die steiferen Stengel und Köpfe der Blumen sich in den Wellen des weichen Honiggrases behaupten; bald sich in einem einzigen Grün wie ein See in Windstille ausbreitet.

Es ist Fest in der Luft und Wetteifer in der Arbeit; man würde lieber am Sonnenstich niederstürzen, als die Sense fortstellen.

Carlsson hat Ida zur Harkerin, und da er der Letzte in der Reihe ist, kann er, ohne die Waden zu gefährden, sich prahlerisch umdrehen, um ihr ein Wort zuzuverfen. Aber Norman hat er unter strenger Bewachung schräg vor sich; so bald dieser einen Blick nach Südoften tun will, hat er Carlssons Sense an den Hacken und hört einen eher unfreundlichen als wohlwollenden Warnungsruf:

„Die Füße in acht nehmen!“

Als die Uhr acht ist, liegt die Quellwiese wie ein eben gegogter Acker da, glatt wie eine Hand, und das Heu in langen Schwaden. Jetzt wird das Werk beschaut und die Schläge gepriift. Ueber Rundqvist sieht man zu Gericht; man kann sehen, wo er gegangen ist; es sieht aus, als hätten Elfen dort getanzt. Aber Rundqvist verteidigt sich; er habe nach dem Mädchen sehen müssen, das man ihm gegeben.

Jetzt halloht Klara oben von der Höhe zum Frühstück; die Branntweinflasche funkelt in der Sonne und der Anker Dünmbier ist angestoßen; der Kartoffeltopf raucht auf der Felsplatte, der Strömring dampft in den Schüsseln, die Butter ist aufgelegt, das Brot ist geschnitten; die Schnäpfe werden eingegossen, und das Frühstück ist im Gang.

Carlsson hat Lob erhalten und ist siegestrunken; Ida ist ihm auch gewogen, und er wartet ihr mit einer Aufmerksamkeit auf, die auffällt; aber sie ist auch die Schönste des Tages.

Die Alte, die mit Schüsseln und Tellern aus- und einläuft, streicht oft an den beiden vorbei; zu oft, um nicht von Ida bemerkt zu werden; doch nicht eher von Carlsson, als bis sie ihm mit dem Ellbogen sanft in den Rücken stößt und flüstert:

„Carlsson muß Wirt sein und Gustab helfen; er muß tun, als sei er hier zu Hause!“

Carlsson hat nur Augen und Ohren für Ida und antwortet der Alten mit einem Scherz. Jetzt aber kommt Lina, das Rindermädchen des Professors, und erinnert Ida daran, daß sie nach Hause muß, um aufzuräumen.

Aufregung und Trauer bricht unter den Männern aus, aber die Mädchen sind nicht sehr betrübt.

„Wer soll denn für mich aufnehmen, wenn ich kein Mädchen mehr habe?“ ruft Carlsson mit gespielter Verzweiflung aus, die den wirklichen Verdruß verbergen soll.

„Dann muß es Tante wohl tun?“ antwortete Rundqvist, der Augen im Rücken haben soll.

„Tante muß harfen!“ rufen die Männer im Chor. „Tante muß kommen und harfen.“

Die Alte schlägt abwehrend mit der Schürze:

„Was soll ich alte Frau unter den Mädchen? Nein, niemals, niemals! Ihr seid wohl närrisch!“

Aber der Widerstand reizt.

„Nimm die Alte,“ flüstert Rundqvist, während Norman sich aufheitert und Gustab finster wie die Nacht wird.

Es blieb keine Wahl; unter Lärm und Lachen eilt Carlsson ins Haus, um die Harke der Alten zu holen, die irgendwo oben auf dem Boden liegen muß. Hinter ihm drein läuft die Alte, die schreit:

„Nein, um Gottes willen, er darf nicht in meinen Sachen kramen.“

So verschwinden die beiden, während die Zurückbleibenden laute und beißende Bemerkungen machen.

„Ich finde,“ unterbricht Rundqvist schließlich das Schweigen, das entstanden ist, „sie bleiben etwas lange aus! Geh, Norman, und sieh nach, was geschehen ist!“

Stürmischer Beifall ermuntert den Ehrgeizigen, fortzufahren.

„Was mögen sie oben nur machen? Das ist doch zu arg! Ich werde wirklich unruhig, wißt ihr.“

Gustabs Lippen wurden dunkelblau, aber er zwang sie zu einem Lachen, um sich nicht von den andern abzusondern.

„Gott verzeihe mir meine Sünden,“ fuhr Rundqvist im selben Tone fort; „jetzt aber halte ichs nicht länger aus; ich muß nachsehen, was die beiden vorhaben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kuffak.

Von Leonid Andrejew.

I.

Er gehörte niemand, hatte keinen Namen, und niemand hätte zu sagen vermocht, wo er sich während der langen, kalten Winter aufhielt, wovon er lebte. Aus ihren warmen Häuten verjagten ihn die Hoshunde, die ebenso wie er hungrig, aber gleichzeitig stolz und stark waren in dem Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu einem Hauswesen. So oft er sich, vom Hunger oder dem instinktiven Verlangen nach Gesellschaft getrieben, auf der Straße zeigte, warfen die Kinder mit Steinen und Stöcken, und die Erwachsenen beßten ihn und piffen laut und gellend. Wenn er so, halb tot vor Furcht und Schreden, gejagt wurde, flüchtete er gewöhnlich nach einem kleinen Landhaus, wo er sich an einer ganz bestimmten Stelle des ausgedehnten Gartens versteckte. Hier lebte er seine Schrammen und Wunden, hier in der Abgeschiedenheit speicherte er Haß und Groll gegen alle lebenden Wesen auf.

Nur einmal waren ihm Mitleid und Lieblosigkeit zuteil geworden. Es war ein betrunkenener Bauer, der aus der Schänke nach Hause taumelte. Er liebte alle, bemitleidete alle und brumpte etwas in den Bart von guten Menschen und von seinem Vertrauen zu diesen guten Menschen. Dieser Bauer bemitleidete auch den

Hund, den schmutzigen, häßlichen Hund, auf den sein trunkenes, ziellos umherstreichendes Blick fiel.

„Karo!“ lodte er ihn. „Karo, komm her! Hab' keine Angst!“

Karo wollte sehr gern dieser ungewohnten Einladung folgen. Er wedelte mit dem Schwanz, konnte sich aber doch nicht entschließen.

Der Bauer schlug sich mit der Hand aufs Knie und wiederholte eindringlich:

„Na komm doch her, Schafskopf! Wahrhaftig, ich tu' Dir nichts!“

Aber während der Hund noch schwankte, immer heftiger mit dem Schwanz wedelte und sich zaghaft vorwärts bewegte, schlug die Stimmung des Trunkenboldes plötzlich um. Er erinnerte sich an alle Kränkungen, die ihm von den „guten Menschen“ zugefügt waren, empfand auf einmal Mißbehagen und dumpfen Groll, und als Karo sich vor ihm auf den Rücken legte, um gestreichelt zu werden, stieß er ihn mit der Spitze seines schweren Stiefels heftig in die Seite.

„Zum Teufel mit Dir, Du schmutziger Rötter! Was kriegst Du hier?“

Der Hund begann zu winseln, mehr der unvertretenen, unbewachten Kränkung wegen als vor Schmerz. Der Bauer taumelte nach Hause, prügelte seine Frau und zerriß das neue Tuch, das er ihr eine Woche vorher geschenkt hatte, in kleine Stücke.

Seit dieser Zeit war der Hund mißtrauisch gegen Leute, die ihn steiflos wollten, und lief bei solchen Gelegenheiten, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, davon. Bisweilen warf er sich auch böse auf die Menschen und versuchte sie zu beißen, bis ihn Steine und Stöcke in die Flucht trieben.

In einem Winter hatte er sich unter der Veranda einer leerstehenden Villa eingerichtet, die er ganz uneigennützig bewachte: er lief des Nachts auf den Weg hinaus und bellte, bis er heißer wurde. Auch wenn er sich schon auf seinen Platz niedergelegt hatte, knurrte er noch immer zornig, aber durch den Zorn blickte doch so etwas wie Zufriedenheit mit sich selbst, sogar Stolz.

Lange, lange zog sich der Winter hin, und die schwarzen Fenster des leeren Hauses blickten finster auf den eisbedeckten, unbeweglichen Garten. Manchmal hatte es den Anschein, als loderte ein blaues flammendes Flämmchen in ihnen auf: dann spiegelte sich ein fallender Stern in den Scheiben oder der Mond sandte seine schwächernen Strahlen.

II.

Der Frühling brach an. Eines Tages war das stille Landhaus erfüllt von lautem Gespräch und Gelächter und den wuchtigen Schritten lastentragender Männer. Aus der Stadt waren Sommergäste angekommen, ein ganzer Haufen Erwachsener, Halberwachsener und Kinder, die von Lust, Wärme und Licht ganz trunken zu sein schienen, einer schrie, einer lachte, einer sang mit hoher weiblicher Stimme.

Der erste Mensch, mit dem der Hund bekannt wurde, war ein niedliches Mädchen in brauner Schuluniform, das in den Garten gelaufen kam. Es sah zum klaren Himmel empor, betrachtete die rötlichen Aeste der Kirschbäume und warf sich schnell ins Gras, das Gesicht der warmen Sonne zugewendet. Dann sprang es ebenso plötzlich wieder auf und jauchzte, mit frischen Lippen die Frühlingsluft küßend:

„Ist das mal schön!“

Sprach und begann sich schnell im Kreise zu drehen. In diesem Augenblick packte der Hund, der lautlos herangehlichen war, wütend mit den Zähnen den sich bläsenden Saum ihres Kleides, zerriß ihn und verkroch sich ebenso lautlos in den dichten Zweigen der Johannisbeersträucher.

„Ach, ein böser Hund!“ schrie das Mädchen davonlaufend, und noch lange hörte man seine aufgeregte Stimme: „Mama! Kinder! Geht nicht in den Garten! Da ist ein Hund . . . ein großer . . . ein sehr böser!“

Nachts schlich sich der Hund an das wider stille Haus und legte sich geräuschlos auf seinen Platz unter der Veranda. Es roch nach Menschen, und aus den geöffneten Fenstern drang das Geräusch sanften, friedlichen Atmens. Jetzt schliefen die Menschen, jetzt waren sie hilflos, nicht mehr schrecklich, und der Hund bewachte sie eifersüchtig: er schlief fast gar nicht und erhob bei dem geringsten Geräusch den Kopf mit zwei, wie unbewegliche, phosphoreszierende Flämmchen leuchtenden Augen. Und der Geräusche gab es viele in der balsamischen Frühlingsnacht: im Gras raschelte etwas Unschickbares, Kleines und froh sogar bis dicht an die glänzende Nase des Hundes heran; dann machte ein Ast unter einem schlafenden Vögelchen, und auf der nahen Chaussee rasselte eine Telega, knarnten beladene Wagen, während sich in der unbeweglichen Luft ein frischer, ferniger Reegeruch verbreitete und in die hellwerbende Ferne lodte.

Die zugereisten Sommergäste waren gute Leute, und die Entfernung von der Stadt, die gesunde Luft, die sie atmeten, und die ganze junge, frische, grüne Natur ringsum machten sie noch besser und erfüllten sie mit Güte und Wohlwollen gegen alles Lebendige. Zuerst freilich wollten sie den Hund, der sie so erschreckt hatte, fortjagen, ihn sogar erschießen, bald aber gewöhnten sie sich an sein Bellen in der Nacht und fragten bisweilen des Morgens:

„Aber wo ist denn unser Kuffak?“

Dieser neue Name „Kuffak“ blieb dem Hund. Manchmal bemerkten sie auch am Tag im dichten Gesträuch einen dunklen Körper, der bei der geringsten Bewegung der Hand, die ihm Brot zuwarf, spurlos verschwand — gerade als wenn es nicht Brot, sondern ein

Stein gewesen wäre; und bald gewöhnten sich alle an Kuffal, nannten ihn „ihren“ Hund und lachten über seine Menschenscheu und grundlose Furcht. Mit jedem Tage verkleinerte Kuffal die Entfernung, die ihn von den Menschen trennte; er studierte aufmerksam ihre Gesichter und prägte sich ihre Gewohnheiten ein: eine halbe Stunde vor dem Mittagessen stand er schon im Gebüsch und blinzelte vergnügt in Erwartung des Mahles, das ihm die Köchin bringen würde. Und dieselbe Gymnasiastin Selia führte ihn schließlich, die erste Kränkung vergessend, in den lustigen Kreis der Erholung und Erheiterung suchenden Menschen.

„Kuffalchen, komm her zu mir!“ lachte sie ihn. „Na, lieber . . . na, guter . . . komm! Willst du Zuder? Soll ich dir Zuder geben? Willst? Na, komm doch her!“

Aber Kuffal kam nicht: er hatte Angst. Vorsichtig, in die Hände klatschend und so freundlich sprechend, wie es einem Mädchen mit hübschem Gesicht und hübscher Stimme nur möglich ist, näherte sich Selia dem Hund, obgleich sie heftige Angst empfand: wenn er nun plötzlich beißt?

„Ich hab' dich lieb, Kuffalchen, ich hab' dich sehr lieb. Du hast ein hübsches Näschen und so ausdrucksvolle Augenlein. Kauft mir nicht, Kuffalchen?“

Selia's Augenbrauen hoben sich, und sie hatte in diesem Moment selbst so ein hübsches Näschen und so ausdrucksvolle Augenlein, daß die Sonne nichts Besseres tun konnte, als ihr ganzes, junges, reizendes Gesichtchen zu küssen.

Und Kuffalchen legte sich zum zweitenmal in seinem Leben auf den Rücken und schloß die Augen, ohne genau zu wissen: wird man ihn stoßen oder lieblos? Aber man liebte ihn. Eine kleine, warme Hand berührte zaghaft seinen zottigen Kopf, dann lief sie, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, kühn über den ganzen, wolligen Körper, zupfend, streichelnd, kitzelnd.

„Mama! Kinder! Schnell! Seht mal: Kuffalchen läßt sich streicheln!“ rief Selia.

Als die Kinder lachend, laut lachend, hastig wie Tropfen aus einandergeronnenen Quecksilber herankamen, erstarrte Kuffal vor Furcht und banger Erwartung. Er wußte: wenn ihm jetzt jemand einen Stoß gibt, wird er nicht mehr die Kraft haben, sich mit seinen spitzen Zähnen auf diesen Menschen zu werfen — sein unverzöhnlicher Groll war gelähmt. Und als alle um die Wette ihn zu streicheln begannen, zitterte er noch lange bei jeder Berührung der kleinen Hände, und die ungewohnten Liebesbewegungen taten ihm weh, gerade wie Schläge.

(Schluß folgt.)

Unter der Mitternachtssonne.

III.

Wie der Fischer ökonomisch ein Doppelwesen ist, so ist es auch der Bauer. Seine Bedeutung aber verschwindet im Nordlande gegenüber dem Fischer. Er ist nur in den Aemtern „Nordland“ und „Tromsø“ zahlreicher, und auch hier ist der Ackerbau so gering, daß er eigentlich fast nur für den Hausgebrauch oder für eine lokal begrenzte Gegend in Betracht kommt. Was der Bauer über den Hausgebrauch erntet, verkauft er dem Händler, bei dem er wieder alle Einkäufe besorgt. So ist es eigentlich ein Austauschverkehr mit dem Landhändler als Marktregulierungsinstrument.

Ich bin dem nordnordwestlichen Bauern nur im Trøndebaler Gebiete (um Tromsø) begegnet, und diese Bauern haben den Ruf, sehr selbstbewußt zu sein. Sie wirken auch so. Ihr Auftreten ist aber nicht prozesshaft, sondern nur selbstbewußt, denn sie haben, was sie brauchen und noch etwas darüber. Ihre Saat ist nicht den Wechselfällen ausgesetzt, mit denen der Bauer in Mitteleuropa rechnen muß. Gewitter im Sommer gehören in diesem Länderstriche zu den Seltenheiten, sie stellen sich nicht einmal in jedem Jahre ein. Die Acker liegen fast durchweg in der Ebene oder an den gut geschützten Ufern der Buchten und sind der Sonne Tag und Nacht ausgesetzt, bedürfen daher nur die halbe Zeitdauer, um zu reifen wie bei uns zu Lande, wo die kühlen, sonnenlosen Nächte das Wachstum beeinträchtigen. Gefährlich wird hier der Saat nur ein zu kurzer Sommer. In den letzten 20 Jahren war der frühe Frost dreimal zu verzeichnen. Da ist die Ernte gesämälert, aber der Bauer im Küstengebiet hat dann einen Erfolg: er treibt Fischfang, das heißt er dehnt den Umfang des Fischfanges aus, denn etwas Fischfang muß er auch bei normaler Ernte treiben, um im Haushalt keine Lücke entstehen zu lassen. Das ist die Norm. Es gibt sehr wenig Bauern im Küstengebiet, die auf den Fischfang verzichten können.

Diese ökonomische Situation gibt auch den Schlüssel für den Charakter des nordwestlichen Bauern: er ist nämlich nicht nur Bauer, sondern auch Fischer. Das erklärt ferner, warum zwischen dem Bauer und dem Fischer kein Antagonismus besteht, daß sie dem Charakter und dem politischen Temperament nach eine Einheit bilden, denn sie sind im Wirtschaftsprinzip eine Einheit. Die eine Schicht betreibt mehr Fischfang, die andere mehr Landwirtschaft. Aber beides muß von beiden betrieben werden. Deshalb ist auch der nordwestliche Bauer nicht jener behäbige, schwerfällige Typus wie bei uns zu Lande, sondern auch Hand-

arbeiter, Fischer und hat als solcher auch manches von den Charaktereigenschaften des Nordlandfischers.

Das Bürgerertum als Klasse bildet einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung des Nordlandes. In den drei Aemtern Nordland, Tromsø und Finnmarken stehen nach der Volkszählung vom Jahre 1900 der Landbevölkerung von 231 219 nur 25 771 Städtebewohner gegenüber, von denen aber ein großer Teil Fischer und Seeleute sowie Arbeiter sind. Da die Mittelklasse hier erst zu werden beginnt und die Beamten in sehr geringer Zahl sich vorfinden, so reduziert sich die bürgerliche Klasse auf die Kaufleute und Handwerker. Reich in unserem Sinne dürften im ganzen Nordlande kaum zehn Personen sein, es soll nur einen einzigen Mann hier oben — ein Grundbesitzer in Narvik — geben, der Millionär ist. Aber hier hat das Kapital einen viel größeren Wert, weil es trotz der geringen Quantität durch den Handel eine große ökonomische Macht ist. Wir finden in der norwegischen Literatur immer den Kaufmann als Repräsentanten der lokalen Macht. Uns erscheint das sonderbar, aber wenn man einen Einblick in die Verhältnisse der kleinen Städte erhält, so wird einem sofort klar, wie groß diese Macht sein muß. Der nordländische Kaufmann treibt nämlich mit allem möglichen Handel. Sein Hauptbestreben ist, den Handel im Orte zu monopolisieren und das ist ihm nur möglich, wenn er durch den Besitz des Bodens die Neuan siedelung von Kaufleuten unmöglich macht. In den letzten 10 Jahren ist auch in den Gebieten mit guter Dampferverbindung eine Kleinindustrie im raschen Aufstiege, die auch ganz in den Händen der Kaufleute ist. Das ist nur möglich, weil der ganze Boden ihnen gehört. In Soolvaer z. B. ist der ganze städtische Boden Eigentum der drei Familien Berg, Störmer und O. J. Kaarboe. Kein Flecken Grund kann hier erworben werden, weil diese drei Familien den Boden nicht verlaufen, sondern nur zum Hausbau vermieten gegen die vertragliche Verpachtung, ohne Einwilligung der Besitzer keinen Handel im Hause zu treiben. Dadurch sind der Handel und die beginnende Industrie für die Bodenbesitzer monopolisiert. Welche Verhältnisse sich da ausbilden, sollen einige Beispiele beweisen, Angaben, die dem auf Grund offizieller Angaben hergestellten „Norwegischen Handelskalender“ vom Jahre 1908 entnommen sind. Der ganze Grund und Boden des Gebietes gehört L. Berg sönner, Georg Störmer und O. J. Kaarboe. In Soolvaer sind folgende Handels- und Industrieunternehmungen in ihren Händen: Dampfschiffexpedition (O. J. Kaarboe), eine Brandversicherung (O. J. Kaarboe), Nordlands Kraftfutterfabrik (Disponent O. J. Kaarboe); L. Berg sönner Kolonialwarenhandlung, Import von Kohle und Salz, Tonnenfabrik. (Salz und Tonnen sind beim Fischverland sehr lukrativ.) Berg u. Co., Spezialfabrik für Manufaktur, Herrenequipierung, Glas handlung und Möbellager; L. Berg sönner, Bäckerei; G. Berg, Konserven-, Wurstfabrik und Fleischverlauf (der einzige im Ort); Norwegische Angelfabrik (Disponent John Berg); Norwegische Fischquano-fabrik (Direktionspräsident John Berg); G. Chr. Störmer, Kolonialwaren-, Haushaltungs-, Kohlen-, Salzgeschäft und Bäckerei; Georg Störmer, Kolonial-, Kurzwaren, Glas- und Porzellanwarenfabrik; Soolvaer Seilspinnerei (L. Berg sönner) und der Hafensplatz, der 1000 Boote faßt und den Fischern unentbehrlich ist, wird gegen Platzgebühr vermietet von den Eigentümern L. Berg sönner und G. Chr. Störmer. Das ist die ökonomische Stellung der Kaufleute in einer Stadt von 12 000 Einwohnern, die sämtlich auf dem Boden der Kaufleute wohnen.

Noch ärger liegen die Verhältnisse in Melboe (Vesteraalen), wo fast der ganze Boden dem Kaufmann Chr. Frederiksen gehört, der nicht nur den ganzen Handel vollkommen monopolisiert hat, sondern noch Besitzer respektive Mitbesitzer von folgenden Unternehmungen ist: 4 Hafensfischereidampfer, eine Deckleiderfabrik (wasserdichter Stoff), Wollwarenfabrik, Seifen- und Kaffeesurrogatfabrik und eine Meierei.

Als drittes Exempel: Stocmarken, der Hauptort im Vesteraalen. Hier sind die Familien With, Brüder Hals und der — oben erwähnte — Chr. Frederiksen-Mellow die Besitzer des Grund und Bodens und des Handels. Die einzigen Händler im Orte und die einzigen Bäcker sind: Brüder Hals. In den anderen Unternehmungen teilt er sich mit den beiden anderen Besitzern. Aber daran nicht genug: die einzige Zeitung, die im Vesteraalen gebiet erscheint, gehört in Stocmarken eben den Herren Hals, With und Frederiksen, die einzige Zeitung in den Lofoten, die in Soolvaer erscheint, gehört den Herren Berg, Störmer und Kaarboe (als vierter Interessent kommt hier der Redakteur des Blattes in Betracht). Also nicht nur der Grund und Boden, der Handel und die Industrie ist in den Händen der Kaufleute, sondern auch die Presse. Ich glaube, deutlicher als hundert literarische Kommentare zur norwegischen neuen Literatur bezeichnen diese ökonomischen Umstände die Verhältnisse im Norden, die Stellung des Kaufmanns bei uns. Sie lassen einen auch verstehen, warum die Kaufleute — trotz der verhältnismäßig kleinen Vermögen — eine solche Rolle spielen. Nicht in ihrer Kapitalstärke, sondern in dem Handelsmonopol liegt ihre Macht, und das erklärt auch ihren ökonomischen Chauvinismus: sie wollen niemand in ihr Revier kommen lassen.

Aber das ausländische Großkapital dringt ein und schafft eine neue Großindustrie, namentlich im Bergwerkswesen. Die großen Erzlager im Dunderlandsdalen, in dem Ofotens-

Jford — um Narvik — und in einzelnen Gegenden der Lofoten sowie am Altenfjord werden schon gehoben. Drei neue Erzlager werden eben der Belegung zugeführt. Die Werke in Salangen bei Harstad in Westeraalen werden von den schlesischen Werken Donnersmarchütte und Friedenshütte, das Werk in Radmoren im Vaterfjord von der österreichischen Ränderbank finanziert und der Ausbeutung zugeführt. Aber das größte Erzlager ganz Scandinaviens wird jetzt der Ausbeutung in Kirkenes, schon dicht an der russischen Grenze, eröffnet werden; Hauptaktionär ist die Norddeutsche Bank, Hamburg. Hier rechnet man für die ersten zehn Jahre mit einem 35prozentigen Eisenerz in dem Quantum von 36 Millionen Tonnen, das an Ort und Stelle auf 64 Prozent veredelt werden wird. Mit einem gewaltigen Schwunge hat sich hier das internationale Großkapital festgesetzt und damit auch einen neuen Faktor in das öffentliche Leben gebracht: den industriellen Arbeiter der Großbetriebe.

Es ist in jeder Hinsicht ein neues Element, eine Schicht, die erst herbeigezogen werden muß in diesem so schwachbevölkerten Lande. Der Fischer selbst ist für die Industriearbeit nicht zu haben. Sie widerstrebt ganz seinem Naturell. Die Arbeit nach dem Glodenschlage ist ihm zuwider. Er steht auf dem Standpunkt, daß es Unsinn ist, jeden Tag genau um sieben Uhr die Arbeit zu beginnen und jeden Tag genau um sieben Uhr die Arbeit zu beenden. Durch lebenslange Gewohnheit ist es für ihn selbstverständlich geworden: zu gewissen Zeiten ununterbrochen zu arbeiten und dann wieder einige Zeit auszusehen, da ganz Herr seiner Zeit zu sein. Dann noch ein drittes sehr wichtiges Moment: das ökonomische; er hat ein Häuschen und ein Stück Grund, das er als Industriearbeiter verlassen müßte. Fischer, mit denen ich sprach, sagten mir, daß es für sie etwas Trostloses ist zu denken, daß sie jahraus, jahrein nicht mehr als 20 Kronen wöchentlich verdienen sollten; niemals mehr. Als Fischer haben sie im Durchschnitt auch keinen höheren Verdienst, aber sie haben die Möglichkeit und die Hoffnung, in einer Nacht durch einen guten Fang mehrere hundert Kronen zu verdienen. Und diese Hoffnung hält ihn fest bei seinem Berufe und läßt es ihm als trostlos erscheinen, immer und ewig nur einen beschränkten Verdienst zu haben. Deshalb ist der erwachsene Fischer für den Industriebetrieb fast vollkommen verloren; es sind nur zwei Kategorien, die dem Aufsteigen folgen: die nordschwedischen Arbeiter und die norwegische Jugend.

Der schwedische Arbeiter ist im ganzen Scandinavien als radikal bekannt. Er kommt aus einem großkapitalistisch entwickelten, feudalkapitalistisch regierten Land. Die norwegische Jugend hat aber eins, das für die Arbeiterbewegung hier oben sehr wichtig ist: es existiert kein Analphabet unter ihnen (in ganz Norwegen nicht), und sie kommen aus einer Bevölkerungsschicht, die die gegenseitige Hilfe praktisch betätigt und ihre Unabhängigkeit außerordentlich liebt. Sie bringt also eine Tradition mit, die sie für die Organisation überaus geeignet macht. Dazu wirkt auch mit, daß in den großen Bergwerksbetrieben ihnen als Unternehmer das organisierte ausländische Kapital gegenübersteht. Da wird ihnen die Bedeutung der internationalen Gegenorganisation umso leichter klar. Es ist die beste Mischung, die man sich denken kann: die schwedischen Arbeiter mit ihrer langjährigen gewerkschaftlichen Schulung und die norwegische Jugend mit ihren Gefühlen für Freiheit und Solidarität. So kommt es, daß im ganzen Nordlande keine einzige nationale oder christliche Arbeiterorganisation besteht. Alle Arbeitervereine sind sozialistisch und mit dem ersten Spatenstich für ein neues Industrieunternehmen wird auch sofort eine neue politische oder gewerkschaftliche Organisation gegründet. Wo der Kapitalismus sich ein Heim aufschlägt, ersteht auch sofort ein „Arbeitervereinshaus“.

Und welchen Eifer in der Agitation entwickeln sie. Ein Beispiel dafür: in Narvik ist das zweimal wöchentlich erscheinende Parteiblatt „Tremober“ zu arm, um einen Redakteur zu erhalten. Die Redaktion wird nun von einem „Redaktionskomitee“ besorgt, das aus drei Arbeitern besteht, die zweimal in der Woche nach der Arbeit „Redaktionskomitee-Sitzungen“ abhalten, um das Blatt zu redigieren. Dieses Komitee wird in jedem Halbjahre neu gewählt, denn die einzelnen Arbeiter lehnen danach, sich zu betätigen.

So ist der Arbeiter im Lande der Mitternachtssonne! O. M.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Was ein Flugmotor leisten soll. Die gegenwärtige Unterscheidung zwischen den Motoren für Luftfahrzeuge, die leichter, und solchen, die schwerer als die Luft sind, ist keine sehr berechnete, da bei beiden Arten die Anforderungen, die an den Motor zu stellen sind, nicht wesentlich voneinander abweichen. Nur in einem Punkt erfordert der Gasballon eine besondere Konstruktion, da die Feuergefahr bei ihm noch weit schwerer ins Gewicht fällt. Es ist jedoch nicht allzu schwierig, dieser Bedingung Genüge zu leisten. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der beste Motor für eine Flugmaschine auch für Luft-

schiffe am besten geeignet ist. Außerdem hört man sehr häufig, daß die Leichtigkeit beim Luftschiffmotor nicht von so großem Belang ist wie beim Flugschiffmotor, weil das Gewicht der Maschine gegenüber dem hohen Gewicht des mitgeführten Brennstoffs nicht so sehr in Betracht käme. Wie Dr. Frizhuth in der „Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt“ mitteilt, gebraucht ein Motor von 100 Pferdestärken etwa 27 Kilogramm Benzin in der Stunde. Es müssen daher für 24 Stunden 648 Kilogramm mitgeführt werden. Das Gewicht eines derartigen Motors beträgt mit der Wasserfüllung etwa 475 Kilogramm. Ein Daimler-Motor von gleicher Leistung wiegt mit der Kühlung etwa 600 Kilogramm. Wehnliche Gewichte haben die Maschinen des deutschen Militärluftschiffs, so daß man fünf bis sechs Kilogramm pro Pferdestärke rechnen muß. Da also für 24 Stundenbetrieb das Gewicht des Brennstoffs dem der Maschine etwa gleichkommt, ist es gewiß nicht bedeutungslos, wie schwer dieser ist. Könnte man einen Motor bauen, der auf die Pferdestärke nur ein Kilogramm wüge, so könnte man unter sonst gleichen Bedingungen sechs Personen mehr mitführen oder aber das Luftschiff wesentlich verkleinern. Es ist durchaus unrichtig, dem Luftschiffmotor ein größeres Eigengewicht zuzugestehen, als dem Flugmaschinenmotor. Der Unterschied liegt vielmehr einzig und allein in der Größe der Leistung, da Luftschiffe meist Motoren von 60 bis 100 Pferdestärken brauchen, während die Flugmaschinen mit weit geringeren Kräften auskommen. Doch dürften diese sehr bald mit kräftigeren Maschinen ausgestattet werden. Was die Konstruktions Einzelheiten der Motoren für Luftfahrzeuge anlangt, so sind sie im wesentlichen Sache der Motorenfabrik und können dem Flugtechniker im Grunde gleichgültig sein. Für ihn kommt es lediglich darauf an, daß der Motor seine Pflicht tut und daß sein Gewicht ein möglichst geringes sei. Diese Bedingungen sind recht schwer zu erfüllen, da der Motor in der Luft unter weitaus schwereren Verhältnissen arbeitet als der mit ihm zu vergleichende Automobilmotor, aus dem er hervorgegangen ist. Der Flugmotor ist im Gegensatz zu seinem irdischen Genossen beinahe unaufhörlich vollbelastet. Aus diesem Grunde sind bei ihm die Abmessungen der Lager bedeutend größer zu wählen, und ebenso muß der Techniker auf die äußerste Schonung der Kurbelwellenlager bedacht sein. Zwischen Zuverlässigkeit und Leichtigkeit besteht natürlich geradezu ein Gegensatz. Wird die Leichtigkeit durch möglichst starke Materialbeanspruchung erzielt, so geht dies naturgemäß auf Kosten der Zuverlässigkeit. Versucht man dagegen diese dadurch zu erhöhen, daß man jene Teile, die das stetige Arbeiten des Motors gewährleisten, mehrfach anbringt, so erhöht sich wiederum das Gewicht. In Wirklichkeit wird es notwendig sein, die Zahl der Teile möglichst zu verringern, um damit auch die Möglichkeit eines Schadens zu vermindern. Man wird auch das Material nicht zu sehr anspannen, sondern vielmehr versuchen, den Brennstoff aufs beste auszunutzen.

Der Eiffelturm als Telegraphenstation. Bei den letzten Unruhen in Marokko hat der Pariser Eiffelturm zum Zweck der drahtlosen Nachrichtenübermittlung außerordentliche Dienste geleistet. Die an der marokkanischen Küste liegenden französischen Kriegsschiffe befinden sich auf diesem Wege in ständiger Verbindung mit der Hauptstadt und es ist sicher, daß die militärischen Operationen hierdurch sehr vereinfacht und erleichtert werden. Man hat daher, wie der „Electrotechnical Engineering“ mitteilt, die weitere Ausgestaltung dieses wichtigen Nachrichtenstützpunktes ins Auge gefaßt und will sogar versuchen, vom Eiffelturm aus direkt drahtlos mit New York zu verkehren. Die ersten Versuche, vom Eiffelturm aus drahtlos zu telegraphieren, wurden im Jahre 1903 angestellt. Die gesamte Antenne (Geber- und Empfängerdraht) bestand aus einem einzigen Draht, der von der zweiten Plattform des Turmes nach dem Stationshause unten hinabführte. Das obere Ende des Drahtes war mittels eines Isolators an die Spitze des Turmes angeschlossen. Diese Vorrichtung gestattete, bis Velfort zu telegraphieren, aber die Hoffnungen, die man an die große Höhe des Turmes geknüpft hatte, gingen nicht in Erfüllung, weil die riesenhaften Eisenmassen ein Hindernis bildeten. Man mußte daher zu Verbesserungen schreiten, und namentlich die Befestigung des unteren Endes der Drahtantenne abändern. Der Luftdraht wurde daher in einiger Höhe durch einen Isolator abgeteilt und oberhalb dieser Isolierung ein besonderer Zuführungsdraht vom Stationshause aus angelegt. Ferner wurde die Zahl der Luftdrähte auf vier erhöht. Die Luftdrähte bestehen aus stählernen Drahtkabeln von vier Millimeter Durchmesser und werden mit einem Strom, der von 3000 Volt auf 220 Herabtransformiert wird, angeregt. Die Wellenlänge beträgt 1600 Meter. Der Empfang von Nachrichten findet telegraphisch statt. Auch diese Einrichtung ist nur als provisorisch zu betrachten. Die ganze Telegraphiereinrichtung soll unter die Erde verlegt werden. Gleichzeitig beabsichtigt man damit eine starke Erhöhung des erzeugenden Stromes zu vermeiden. Die Zahl der Antennenstränge wird um zwei vermehrt und die Befestigung an der Turmspitze vervollkommen. Die unteren Kabelenden sollen mittels Zementblöcken fest verankert werden. Die Wellenlänge soll auf 2000 erhöht werden. Man hofft, daß die Station nach ihrer Ausgestaltung eine Reichweite von 6000 Kilometer erzielen wird.